

UNSERE MUNDART

von TONY KELLEN.

(Fortsetzung von Seite 166.)

Die Vorschläge zur Regelung der luxemburgischen Rechtschreibung von René ENGELMANN (1880—1915) sind abgedruckt in der Sammlung seiner Aufsätze «Auf heimatlichen Pfaden». Engelmann nennt die vereinfachte Rechtschreibung wie sie z. B. Gonner in seinen «Prairieblumen» angewandt hat, die «simplistische Orthographie» im Gegensatz zu der phonetischen Notierung, und er erkennt an, daß sie eine gewisse Berechtigung hat, wenn sie auch in der Praxis auf manche Schwierigkeiten stößt.

Als Nik. WELTER Generaldirektor des Unterrichts war, lehnte er es (1920) entschieden ab, eine Rechtschreibung als amtliche zu erklären.

N. Welter und René Engelmann haben auf Grund der von letzterem ausgegangenen «Vorschläge zur Regelung der luxemburgischen Rechtschreibung» praktische Regeln zur Orthographie aufgestellt.

Lucien KÖNIG tritt für die amtliche Anerkennung der Schreibweise Welter-Engelmann ein: «Nik. Welter hat die Hauptgrundsätze geliefert, René Engelmann hat sie wissenschaftlich begründet, verarbeitet und ergänzt. Daher kommt es, daß diese Schreibweise einerseits wissenschaftlich, andererseits praktisch ist.»

Die Streitfrage um die Rechtschreibung drehte sich meist darum: soll sie phonetisch oder geschichtlich-etymologisch sein? Beide Verfahren haben ihre Vorteile und ihre Nachteile. Auch das Deutsche und das Französische werden nicht so geschrieben wie sie gesprochen werden, und wenn wir das Luxemburgische rein phonetisch schreiben, so kommt es dem Leser so ungewohnt vor, daß es für ihn ungenießbar wird. Man muß also für den praktischen Gebrauch, d. h. für Werke, die für weitere Kreise bestimmt sind, möglichst an der alten traditionellen Rechtschreibung des Hochdeutschen festhalten, weil unsere Mundart diesem am nächsten steht. Für rein wissenschaftliche Zwecke kommt natürlich nur das phonetische System in Betracht, wie es von den Philologen ausgebildet worden ist.

Die Akzentzeichen haben ihre Vorteile und ihre Nachteile. Die Vorteile kämen aber nur dann zur Geltung, wenn erstens eine Einheitlichkeit in der Schreibweise erzielt würde und zweitens das Publikum sich die Bedeutung jedes einzelnen Zeichens einprägen würde. An einer Einheitlichkeit fehlt es aber noch vollständig. Jeder Dichter wendet seine eigenen Zeichen an, und so muß sich der Leser bei jedem Dichter erst an neue Zeichen gewöhnen. Die Versuche, die man gemacht hat, die ganze Rechtschreibung gleichsam offiziell oder wenigstens offiziös zu regeln, mußten schon deshalb scheitern, weil es an einer führenden Persönlichkeit in dieser Frage fehlte und lediglich ein Kompromiß zustande kam, bei dem man jedem der Beteiligten die eine oder andere Konzession machte. So glaubte man alle zufriedenzustellen und hat doch niemand befriedigt.

Was die Akzente betrifft, so nehmen wir einmal das Wort «Gescht». Das kann bedeuten: 1. Gerste. 2. Geist. 3. Gäste. Wenn man nun das Wort «Gêsch», «Gèscht» oder «Géscht» liest, so weiß kein Mensch, welche Bedeutung das eine oder andere Wort haben soll, wenn man ihm nicht vorher sagt, der oder der Akzent hat die und die Bedeutung. Man kann dem gewöhnlichen Leser nicht zumuten, solche Unterscheidungen zu behalten. Wenn ich aber schreibe «Geescht», so ersehe ich aus dem Zusammenhang des Textes ohne weiteres, ob das Wort Geist oder Gerste bedeutet, und wenn ich schreibe

«Gäscht», so weiß jeder, daß es sich um Gäste handelt. Deshalb wäre es richtiger zu schreiben Kirmesgäscht, statt Kirmesgèscht. Man kommt also in diesem Falle ohne jedes Akzentzeichen aus.

Allerdings ist das nicht immer möglich, und oft muß man eine Stelle zweimal lesen, um den Sinn zu erfassen, d. h. die richtige Betonung eines Wortes zu erraten. Das ist aber auch bei allen Schriftsprachen der Fall, nicht bloß bei denen, die annähernd geschrieben werden wie sie gesprochen werden (wie das Deutsche), sondern noch viel mehr bei denen, die ganz anders geschrieben als gesprochen werden (französisch und englisch).

In einzelnen Fällen kann ein Akzent geradezu notwendig sein. Wenn man das Wort Fischen sieht, so weiß man nicht, ob das Fischen oder Fischen (Füchschen) heißen soll. Gebraucht man deutsche Buchstaben, so kann man sich mit dem runden s behelfen; aber in lateinischer Schrift (Antiqua) setzt man am besten ein Häkchen hinter das s: Fis'chen; dann sieht man ohne weiteres, daß es Füchschen bedeutet.

Es hat übrigens keinen Zweck, unsere Mundart in lateinischen Lettern zu drucken. Sie liest sich in deutschen Buchstaben ebenso gut. Dicks stand, wie damals so viele Germanisten, noch ganz unter dem Zwange der Grimmschen Anschauungen über die Schrift, die heute nur noch von einzelnen ausgesprochenen Germanisten festgehalten werden.

Dicks schrieb: fum, ferlossen usw., obschon kein Grund vorliegt, das im Deutschen übliche v (vom, verlassen) zu vermeiden. Man sollte überhaupt die luxemburgischen Wörter, die mit den hochdeutschen identisch sind, möglichst so schreiben, wie sie im Hochdeutschen geschrieben werden. Bei Buchstaben mit einem Unterton und gemischt klingenden Vokalen wären streng genommen Buchstaben mit einem Zeichen (darüber oder darunter) notwendig. So wäre z. B. für das Wort Kob (Rabe) ein Buchstabe o nötig, über dem ein kleines u stände, um anzudeuten, daß in dem o ein u mitklingt. Aber unsere Druckereien haben solche Buchstaben nicht, und in den modernen Setzmaschinen sind sie vollends unmöglich. Man behilft sich daher vielfach mit der Schreibweise: Kuob. Diese gibt aber wieder ein falsches Bild und erschwert das Lesen. Unter diesen Umständen halte ich es für richtiger, nur den Buchstaben zu schreiben, der den Hauptton hergibt, und das ist hier das o, also Kob. Auch im Französischen und im Englischen, vielfach auch im Deutschen, muß man erst wissen, wie ein geschriebenes oder gedrucktes Wort ausgesprochen wird. Weshalb sollen wir von unserer gedruckten Mundart mehr verlangen als von einer Schriftsprache? Man übe sich fleißig im Lesen der luxemburger Mundart und wird dann sehr schnell das Richtige erraten.

Grammatik. — Auf dem Gebiet der Grammatik finden wir den ersten Versuch von GLODEN in den «Luxemburger Gedichten und Fabeln» von A. Meyer (1845). Später erschienen mancherlei Abhandlungen in Programmen, Zeitschriften und Zeitungen, auf die hier aber nicht näher eingegangen werden kann.

Als einen Beitrag zur Geschichte der luxemburger Dialektliteratur schrieb Lucien KÖNIG: Auf dem Wege zu einer Grammatik der Luxemburger Mundart (Letzeburg, Nationalverlag, 1928). An der Hand dieser Schrift kann man die geschrieben werden soll. Erfreulicherweise stellt der Verfasser das Erscheinen einer Grammatik der Luxemburger Mundart in baldige Aussicht.

Eine Grammatik der Areler Mundart gab A. Bertrang, Professor am Kgl. Athenäum in Arel, heraus (Bruxelles, Marcel Hayez, 1921).

(Fortsetzung folgt.)